



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

D., F.: Die deutsche Sprachinsel Gottschee

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lassen den Gefangenen den Weg in die Kolonien. Die schlechten Subjekte gehen dahin nicht, die bleiben im Lande, in der Nähe ihres Nestes; die bessern aber, denen an ihrem Emporkommen etwas liegt, werden gern unter die Schwarzen gehen, und viele werden darnach trachten, ihren Schild wieder blank zu machen.



Die deutsche Sprachinsel Gottschee



er von Laibach aus, der Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Krain, die nach Südosten laufende Fahrstraße verfolgt, gelangt nach längerer Wanderung am Rande des tiefgrünen Laibacher Moores durch Mais- und Buchweizenfelder, durch steil emporsteigenden Laubwald, an dem von den schneebedeckten Felsen der Julischen Alpen und der Karawanken gekrönten Grafenschlosse Auersperg vorüber in einen von Fichtenhochwald umschlossenen Thalgrund, in das Herzogtum Gottschee, eine deutsche Sprachinsel, die mitten im slowenischen Krain fünf Jahrhunderte hindurch mit standhafter Treue ihre alte deutsche Art und Sitte bewahrt hat. Heute, wo wir nach glücklich wieder erobelter Einheit im Reiche doppelten Grund hätten, mit stolzer Freude auch derer zu gedenken, die sich mitten unter den anstürmenden feindlichen Gewalten fremder Nationalitäten den Kern ihres Deutschtums nicht haben verkümmern lassen, sollten wir auch wohl die Pflicht und die Kraft in uns spüren, diese versprengten deutschen Brüder außerhalb der Reichsgrenze wenigstens an den geistigen Fäden, die sie bei aller Not und Bedrängnis treu und fleißig weitergesponnen haben, mit aufmunternder Teilnahme so nahe es geht an uns zu ziehen, und sollten aus diesem Grunde jeden Versuch, der dem nationalen Gedanken der Zusammengehörigkeit dienen möchte, mit Freuden begrüßen. Für die deutsche Sprachinsel Gottschee unternimmt dies ein vor kurzem von dem Privatdozenten der deutschen Sprache und Litteratur an der Prager Universität, Dr. Adolf Hauffen, herausgegebenes Buch, das die Geschichte der Gottscheer Ansiedlung, ihre Mundart, ihre Lebensverhältnisse, ihre Sitten und ihre litterarischen Überlieferungen darstellt.*)

Die Sprachinsel Gottschee umfaßt heute 15. Geviertmeilen, auf denen 177 Ansiedlungen gezählt werden, mit 25000 nur deutschen Bewohnern, die sich selbst als „Gottscheer“ bezeichnen zum Unterschied von den „Krainern,“

*) Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder. Von Dr. Adolf Hauffen. Mit vier Abbildungen und einer Sprachkarte. Graz, 1895.

ihren slowenischen Nachbarn, unter deren politischer Verwaltung sie doch stehen. Großer Fruchtbarkeit oder irgend welchen Bodenreichtums kann sich das „Gottschee“ abehlont, wie der Landstrich in der heimischen Mundart heißt, nicht rühmen. Sein Stolz ist die „Stadt,“ die, von dem burgruinengeschmückten Friedrighstein überragt, mit ihren freundlichen Landhäusern und stattlichen öffentlichen Gebäuden in der That ein schönes Ansehen hat. Sonst hat die Landschaft, abgesehen von einigen interessanten Höhlenbildungen, mit ihrem rauhen, dünnen Karstcharakter nur spärliche Reize, und es ist nicht zu verwundern, daß dieses wenig verlockende Gebiet, das noch dazu von der großen Heerstraße der Völkerwanderungen ganz abseits gelegen war, bis ins dreizehnte Jahrhundert von den verschiedenen Volksstämmen, die Krain besiedelten, unbeachtet und unbetreten blieb. Daß die Römer hier nie festen Fuß gefaßt haben, ist aus dem gänzlichen Mangel an römischen Altertümern, wie sie sonst der Boden überall bewahrt hat, mit Sicherheit zu entnehmen, und auch die germanischen Stämme, die nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreichs hinter einander in Krain ihre Sitze nahmen, fanden auf ihrem Wege damals noch einladendere und fruchtbarere Gründe, als diese spröde Kalksteinhochebene, an die sie erst den sauern Schweiß mühsamer Kolonistenarbeit hätten setzen müssen. Mit diesem für die damaligen Verhältnisse schwerwiegenden Bedenken, dem sich gewichtige kulturgeschichtliche und sprachliche Gründe zugesellen, muß jetzt die einst auch von besonnenen Forschern genährte Vermutung, die Gottscheer stammten von den Goten oder Vandalen ab, aufs bestimmteste zurückgewiesen werden. Wahrscheinlich sind die ersten Kolonisationsversuche von den benachbarten Slowenen im dreizehnten Jahrhundert unternommen worden. Freilich begnügten sich diese in ihrer Lässigkeit und Bequemlichkeit damit, nur hie und da, wo die Natur ihrer Faulheit ein Stück entgegenkam, eine notdürftige Niederlassung zu gründen, und als um die Mitte des nächsten Jahrhunderts der mächtige Graf Otto von Ortenburg, der das Krainer Gebiet rings um Gottschee in Besitz hatte, ernstlich Anstalten machte, den unwirtlichen Landstrich dauernd der Kultur zu erobern, da sah er sich doch genötigt, seine Zuflucht zu dem eigentlichen berufenen Kolonistenvolke zu nehmen und deutsche Ansiedler mit Hacke und Pflugschar ins Land zu rufen. Die Bartholomäuskirche bei Mooswald — in nächster Nähe der heutigen Stadt Gottschee — ward unter dem ausdrücklichen Schutze des Patriarchen von Aquileja die erste Seelsorgerstätte auf Gottscheer Boden, von der die Besiedlung in den nächsten Jahren dann rasch weitere Fortschritte machte. Schon aus dem Jahre 1363 meldet uns eine Urkunde, daß mehrere kleine Thäler bewohnt sind, und daß eins davon den Namen „Gottschee“ führt. Aus welchen deutschen Landschaften die ersten Ansiedler kamen, erfahren wir nicht ausdrücklich, aber es ist anzunehmen, daß sie in verschiedenen Schüben und von verschiedenen Seiten eindringen, und daß ihnen, wie alemannische Zuthaten der Mundart noch heute bezeugen, Angehörige des schwäbischen

Stammes beigemischt waren. Der Hauptstock der Einwanderer aber, die sich zwischen 1350 und 1380 von Norden aus über das Gottscheer Land verbreiteten, war bairischen Stammes und war vor dem Ausbruch schon längere Zeit in Kärnten und dem mittlern Tirol ansässig gewesen, wie der Lautstand und die ersten in Gottschee belegten Familiennamen ohne allen Zweifel beweisen. Der Name Gottschee selbst, unter den, wie noch heute im Volksmund, die ganze Sprachinsel zusammengefaßt wurde, bedeutet „Ansiedlung“ und ist slowenischer Abstammung (von Roča, Hütte), so ungern das die gut deutschen Gottscheer auch Wort haben wollen. Aber daran ist ja nichts schlimmes, liegt es doch in der Natur der Dinge, daß ein Ort oder Volk seinen Namen von den Nachbarn erhält, und ist doch selbst die Bezeichnung „Germanen“ keltischen, nicht germanischen Ursprungs. Unter den zahlreichen Dörfern der neuen Kolonie entwickelte sich die Niederlassung um die Bartholomäuskirche an der Rinshe bald zum Vorort, und um 1400 schon war sie eine selbständige Pfarrgemeinde. Nach dem Heimfall der Ortenburgischen Güter wurde Gottschee eine landesfürstliche Herrschaft; Kaiser Friedrich IV. befestigte den Ort und verlieh ihm 1471 Siegel und Wappen einer Stadt. Als bald aber kamen schwere Zeiten über die Bewohner. Fast alljährlich brachen türkische Horden über die Krainer Grenzen und nahmen mit Raub, Mord und Brand ihren Weg meist über Gottschee. So sehr sich Friedrich IV. auch bemühte, das harte Los seiner armen Gottscheer durch Steuererlassungen und Erschließung industrieller Erwerbsquellen zu erleichtern, so vermochten doch Stadt und Land lange auf keinen grünen Zweig zu kommen. Zu der steten Türfengefahr traten als schlimmere Feinde unter Maximilian I. auch noch Erdbeben, Mißwachs, Feuersbrünste und Seuchen und das drückende Pächterregiment des Grafen Jörg von Thurn. Als dieser den Bogen gar zu straff spannte, erhoben sich die Gottscheer gegen ihn (1515), erschlugen ihn und leiteten mit dieser Befreiungsthat den bald über ganz Krain, Kärnten und Steiermark verbreiteten Aufstand ein, den an blutiger Furchtbarkeit nur noch die Erhebung gegen die französische Besatzung vom Jahre 1809 übertraf, und den das Volkslied der Krainer Bauern besang (Uhländ, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Nr. 186):

Hört wunder zu! der baur'n unru!
tat sich so fer auß praiten,
in kurzer zeit zu krieg und streit
kam maniger her von weiten,
auß irer gmain teten sie schrein:
stara prauda!
ain jeder wolt sich rechen,
seins herren gut nun schwächen . . .

Der adel gut auß freiem mut,
tet sich gar stark auß schwingen.

er macht das pest, was nit der leßt
mit bechten und mit ringen;
der bauren schar was rufen dar:
stara prauda! u. s. w.

Nach wechselreichen Schicksalen, die sie aus der Hand des einen in die Hand des andern Grafen warfen, kam die inzwischen zur Grafschaft erhobene Herrschaft Gottschee 1641 an die gräfliche Familie Auersperg, der sie seitdem verblieben ist. Am 11. November 1791 wurde das Land durch Kaiser Leopold II. zum Herzogtum erhoben und dem jeweiligen Haupte der fürstlichen Familie der Titel „Herzog von Gottschee“ beigelegt.

Dem fargen Boden und der politischen Gebundenheit, mit denen das Völkchen zu kämpfen hatte, entsprachen die Lebensverhältnisse, Erwerbsquellen und öffentlichen Zustände des Gottscheeer Landes. Die Männer, denen die Natur meist eine lange, sehnige Gestalt und ein schmales, knochiges Gesicht mit starkem Bartwuchs mitgegeben hat, wodurch sie sich deutlich von den rundlichen, glatt rasirten Gesichtern der Slowenen unterscheiden, sind höchst arbeitsam, ernst, nüchtern und ruhig, und Gottscheeer Ehrlichkeit und Treue ist ringsum ein Sprichwort. Schwung und Flottheit konnten in dieser rauhen Natur nicht gedeihen, aber zu entsagender Sparsamkeit, berechnendem Geschäftsgeist, strebsamer Tüchtigkeit und zuverlässiger Ausdauer war sie ein glücklicher Erzieher.*) Auf dem Lande herrscht noch heute die einfachste Lebensweise: mit eingelegtem Sauerkraut, sauern Rüben und Kartoffeln, Maissturz und Milch, Bohnen, gedörrtem Obst und etwas Fleisch ist der Speisezettel des Gottscheeer Bauern erschöpft. Da die Landwirtschaft bei dem steinigten Boden und dem rauhen Klima von jeher kaum ihren Mann ernährte, so mußten die Gottscheeer auf einen Nebenerwerb bedacht sein. Schon im fünfzehnten Jahrhundert stellten sie Leinwand und Holzgeräte aller Art her, und 1492 verlieh ihnen Kaiser Friedrich II. ausdrücklich das Recht des Hausirhandels, den sie seitdem mit gutem Erfolge durch ganz Österreich-Ungarn und Deutschland betrieben, der jetzt freilich durch allerlei gesetzliche Beschränkungen immer mehr unterbunden wird und wahrscheinlich bald ganz aufhören wird. Aber auch heute noch gilt es als Regel, daß der Gottscheeer im Herbst die Heimat verläßt und nach Laibach, Triest oder „Deutschland“ (wie er alles Land nördlich von Krain zu nennen pflegt) auswandert, um seine Südsüchte, Sardinienbüchsen, verzuckerten Früchte, Galanterie- und Schmuckwaren von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf anzubieten — unter dem Namen „Kraner“ (Krainrer) ist er ja überall bekannt — und dann im Winter mit vollen Taschen heimzukehren. Seine Rückkunft gestaltet sich jedesmal zu einem hohen Feste: die Frauen bereiten ihren Männern die gemauerte, während ihrer Abwesenheit

*) Caprivi ist der Nachkomme eines Gottscheers namens Kopriwa aus Neffeltal, der sich 1653 den Reichsadel erwarb.

sorgsam verschlossen gehaltne gute Stube, gehen ihnen oft meilenweit entgegen und begrüßen sie mit lautem Jubelruf. Diese Freude am heimatlichen Eigentum ist ein kennzeichnender schöner Zug an den Gottscheeer „Bagabunden“ und äußert sich auch an den überseeischen Auswandreru noch — an zweitausend Gottscheeer sitzen allein in den Vereinigten Staaten, wo sie meist ein Handwerk betreiben —, indem alle in Treue ihrer alten Heimat gedenken und mancher mehrmals den weiten Weg zurücklegt, um einmal wieder durch das heimatliche Dorf zu schreiten. Neuerdings ist man erfolgreich darauf bedacht, für den abnehmenden Hausirhandel neue Quellen seßhaften Erwerbs zu erschließen. Seitdem 1882 durch die Bemühung des deutschen Schulvereins in der Stadt Gottschee eine Holzindustrieschule errichtet worden ist, der die holzreichen Wälder vorzügliches Material liefern, blüht das Hausgewerbe hoffnungsvoll auf und gewinnt seinen Erzeugnissen immer weitere Absatzgebiete, besonders seit 1893, wo Gottschee durch eine Zweigbahn mit der Unterkrainger Bahnlinie verbunden worden ist.

Für Schul- und Unterrichtsforderungen zeigte der Gottscheeer von früh auf ein warmes Verständnis und eine offene Hand. Eine sogenannte „Not-schule“ fehlte nirgends. Irgend ein bresthafter Flickschuster oder Flickschneider bettelte sich, wie das einmal der Abgeordnete Braun rührend geschildert hat, einige wacklige Tische und Stühle zusammen, hängte ein mit Schuhwichse angestrichenes Brett als Wandtafel auf, lehrte die Kleinen buchstabiren und die Großen die biblische Geschichte und zog mit Hängen und Würgen das kärgliche Schulgeld ein. Heute ist das Schulwesen in den geordnetsten und erfreulichsten Verhältnissen, zu nicht geringem Teile ein Verdienst des Deutschen Schulvereins. Dieser hat eine Reihe von Schulen gegründet oder erweitert, fast alle übrigen Lehrerstellen unterstützt und im ganzen bis jetzt über hunderttausend Gulden für die Sprachinsel ausgegeben. Durch die Gründung des Unterghymnasiums zu Gottschee (1872) und durch die Einrichtung mehrerer hochherziger Stiftungen ist den Gottscheeern nun auch der Besuch der Hochschule ermöglicht, und Jahr für Jahr wächst die Zahl der jungen Leute, die berufen sind, auch in akademischen Stellungen ihrer Heimat zu dienen, da zum Glück auf die deutsche Abstammung der Beamten, Ärzte und Professoren energisch Gewicht gelegt wird. Neben den tüchtigen Schulen aber ist die beste Stütze dieser deutschen Sprachinsel die innige, tiefwurzelnde Heimatsliebe ihrer Bewohner. Aus der fernsten Gegend kehren die wandernden Männer wieder heim; viele, die in der Fremde ansässig sind, bringen mit ihrer Familie den Sommer in ihrem Geburtsdorfe zu; wer reich geworden und nicht mehr ans Geschäft gebunden ist, verlebt sein Alter vollends in der Heimat, und in manchen Gottscheeer Dörfern sieht man neben den einfachsten Hütten ein stattliches Gebäude, das sich ein glücklich und wohlhabend Heimgekehrter aufgebaut hat.

Da sich eine in ihren feiertäglichen Bestandteilen immer kostspielige Volkstracht nur in wohlhabenden Gegenden auf die Dauer zu erhalten vermag, so sind heute die einst bei den Männern allgemein üblichen weiten Pumphosen, die in hohen, nägelbeschlagnen Stiefeln steckten, die ärmellose, bis an die Knie reichende Soppe und die weiße Lodenweste oder der grüne Tuchrock mit den bunten Aufschlägen und der hohe breittrempige Hut fast ganz verschwunden. Auch die Haare knüpfen sie nicht mehr in den langen, bis auf den Gürtel reichenden Zopf, wie es noch zu Anfange dieses Jahrhunderts durchgehend Sitte war, und seit die aus den dreißiger Jahren stammende steife Frack- und Cylindermode glücklich überwunden ist, sieht man auch, obgleich die Gottscheeer noch heute damit gehänselt werden, keinen Bauer mehr in weißen Beinkleidern, Frack und Angströhre hinter dem Pfluge, wie es noch vor zwanzig Jahren nicht selten geschah. Die Frauen sind auch hier in ihrer Tracht konservativer als die Männer. Noch immer sieht man das schon seit Jahrhunderten gebräuchliche Leinenhemd, das über den Rock gestreift und anstatt eines Mieders durch den Wollgürtel zusammengehalten wird, sowie die bunte, ärmellose Tuchjacke.

Das Gottscheeer Bauernhaus trägt in seiner Bauart den oberdeutschen Typus mit der zugleich als Herdraum dienenden Flur und den daneben ein- oder zweiseitig angegliederten Stuben oder Kammern. Aber gleich den Kärntnern und Slovenen hat der Gottscheeer keine durch Mauern und Gebäude geschlossenen Hofanlagen, wie man sie in Oberösterreich und Böhmen ganz allgemein findet. Der Giebel ist meist der Straße zugekehrt, und da die Häuser gerne auf abschüssiger Fläche erbaut werden, kann man oft, ohne eine Treppe zu benutzen, von außen unmittelbar auch ins obere Geschloß gelangen. Nächst dem Kreuzifix gilt der Tisch für das heiligste im Hause: vor ihm verrichten die Insassen das Gebet und küssen ihn zum Schluß, denn er trägt das tägliche Brot und wird peinlich vor jeder Verunreinigung bewahrt.

In manchen Dörfern erblickt man noch Reste der alten „Taboren“, die einst vom Landvolk als befestigte Plätze gegen die Türkengefahr angelegt wurden, gewöhnlich rings um die Dorfkirche. Kam der Erbfeind heran, so flohen die Landleute von fern und nah mit Vieh und Lebensmitteln in diese Kirchenfestung, und der Pfarrer als Festungskommandant verteidigte sie nicht selten mit gutem Erfolge.

Von den Sitten und Bräuchen, dem Aberglauben und den Mythen, die sich auf einer abgeschlossenen Sprachinsel sonst so stark und unverfälscht zu erhalten pflegen, ist durch das unstete Wanderleben der Gottscheeer manches zerstört oder seiner ungemischten Art beraubt worden. Die noch zahlreich erhaltenen festlichen oder abergläubischen Bräuche der Weihnachts- oder Fastenzeit zeigen bei einigen slowenischen Zuthaten im allgemeinen die bekannten Züge der Volksaufführungen aus den deutschen Alpenländern. Aber

während den im Grunde nüchternen Gottscheern für Ausbildung von Märchen und Sagen das freie, glänzende Spiel der Phantasie fehlte, weshalb sich auch die ungemein reich entwickelten Schilbbürgergeschichten durchweg im Geleise des Lalenbuches, der Schöppenstädter und Teteromer Schnurren bewegen, erfuhr das Volkslied bei liebevollster Pflege eine in mancher Beziehung ganz eigentümliche Prägung. Aus diesem Grunde steht auch die reichhaltige Volksliederammlung im Mittelpunkt des Hauffenschen Werkes.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert entfaltete das deutsche Volkslied nicht nur seine herrlichste Blüte, sondern fand auch eine so schnelle, überall hin verzweigte Verbreitung, daß wir wie auf einen Schlag plötzlich in den verschiedensten und entferntesten Gegenden mit demselben Reichtum auch dieselben Stoffe aufkommen sehen. In Gegenden aber, die vom Verkehr weiter abliegen, wo die landschaftliche Umgebung, die Lebens- und Erwerbsverhältnisse auch besondere Zustände erzeugen, also etwa in der Schweiz, in den innerösterreichischen Alpenländern, da bietet auch der Volksliederschatz, das dichterische Spiegelbild dieser Zustände, einen eigentümlichen Charakter dar. So hat sich besonders in den Sprachinseln die Volksliedersaat reiner und ungeminderter erhalten als anderswo und ist unter der Einwirkung der fremden Nachbarpoesie zu ganz eigner Reife gediehen. Viele der bekanntesten deutschen Volksballaden und Liebeslieder kehren freilich auch in Gottschee wieder, so die von der Liebesprobe, von dem wiederkehrenden Gatten, von der verkauften Müllerin, von der Wirtin Töchterlein, von den zwei Gespielen und dem treulosen Liebchen, aber manches hat sich doch altertümlicher erhalten oder ist unter den neuen örtlichen Verhältnissen, zumal da die Gottscheer die ausgesprochne Neigung haben, alles Überlieferte in das Gewand ihrer Heimat zu kleiden, mit leichtem slawischem Einschlag anders ausgebildet worden. Einige der ältesten Lieder haben die Gottscheer sicher schon bei ihrer ersten Einwanderung mitgebracht, so namentlich verschiedene Heimkehrlieder und an die Gudrundichtung angeschlossene Stoffe, die in Deutschland schon im vierzehnten Jahrhundert bekannt waren. Deutscher Einfluß reichte auch später ununterbrochen bis nach Gottschee; Ober- und Unterkrain waren ja erfüllt von deutschen Niederlassungen, die Landeshauptstadt Laibach, mit der Gottschee in Handelsbeziehungen stand, war im sechzehnten Jahrhundert so gut wie eine deutsche Stadt, und im ganzen Lande waren auch die adelichen Grundbesitzer, vielfach auch die Kaufleute und die Söldner deutscher Herkunft. Rechnet man zu diesen mittelbaren Einwirkungen des deutschen Volksgefanges den lebhaften Verkehr, den die Gottscheer Hausirer unmittelbar mit ihrem alten Heimatlande schon in dem sangesfrohen sechzehnten Jahrhundert unterhielten, so wird es begreiflich, wie so viele frische Reime unsers Volksliedes unverkümmert gleich in die doch ziemlich entfernte Sprachinsel übernommen und in ihrem Boden zu eigentümlichem Wachstum geführt werden konnten.

Grenzboten II 1895

Was unter den Gottscheer Volksliedern selbständige Prägung erhalten hat, offenbart sich durchweg als Feiertagspoesie. Legenden, ernste Balladen und episch-lyrische Liebeslieder höhern Stils stehen im Vordergrund, und schon ihr typischer Eingang ist ungemein feierlich: der Held oder die Heldin steht früh morgens auf, betet, wäscht sich, nimmt ein Frühstück, läßt sich ein Pferd satteln — die Heldin kleidet sich schön an — und zieht wohlgemut auf das Abenteuer aus, das das Lied eben verherrlicht. Mit festlicher Erhebung, mit sichtlich innerer Ergriffenheit hebt man an, es zu singen, zumal da das entsagungsvolle, harte, von Leiden aller Art bedrängte Leben, das die Gottscheer Landleute früher führen mußten, den meisten Liedern einen nicht gerade traurigen, aber entschieden gedämpften Ton verliehen hat. Es ist, als ob das geängstigte Herz nicht aufzujubeln wagte. Daher fehlt jeder lose Scherz, jede schalkhafte Wendung und jeder Freudeausbruch. Ernste Ereignisse, wie Abschied, Tod, Mord, Wiederkehr des toten Freiers, stehen in besondrer Gunst, und auch ursprünglich heitern Liedern wird gern ein tragischer Ausgang angefügt oder der scherzhafte Schluß genommen, ja selbst Trinklieder werden mit frommen Sprüchen eröffnet. Denn wie der Ernst den Takt schlägt, so giebt vertrauensvolle Frömmigkeit die Melodie an. „Was Gott will haben, ist leicht gethan“ könnte hier als Motto über weltlichen und geistlichen Liedern stehen. Auch die Mutter Maria, der sonst der Volksmund so viele liebenswürdig schalkhafte Züge beizulegen wagt, erscheint bei den Gottscheern streng und freudengram, wenn sie auch mit echt weiblicher Rührung dem betrübten Bräutigam auf der Hochzeit die Stelle der verstorbenen Eltern vertritt:

Und hin ischt kãm muetr Maria:

Et loidik (traurig) et loidik, main praitigom,

Bier beln (wir wollen) dier shain schtot dain wuotr (Vater),

Bier beln dier shain schtot dain muetr.

Dieser sittliche Ernst und beinahe pedantische Gerechtigkeitssinn geht so weit, daß auch die Stiefmutter, auf die der Volksmund sonst so übel zu sprechen ist, ihrer bösen Eigenschaften entlastet und selbst der Ruckuck aus einem losen Ehebrecher zu einem betrognen Liebhaber gemacht wird. Bezeichnend für die Gottscheer Liederpoesie ist es auch, daß sie keine Schnadahüpfeln hat, die doch sonst durch ganz Deutschösterreich verbreitet sind. Aber die kecke Lebenslust und der jauchzende Übermut, der nun einmal mit diesen elementaren Gefühlsausbrüchen unlöslich verbunden ist, sagt dem herben Wesen der Gottscheer nicht zu, wie ihre Vergeshänge auch für die lustigen, fetten Zocker Tirols und Steiermarks kein Echo haben. Wenn man nun gar ihre spröden Liebeslieder mit denen der Äpler vergleicht und vergebens sucht nach dem Fensterln, dem neckischen Schmolten und Truhen, den hunderterlei Liebesränken und tausenderlei Liebesgeschenken, den Schlemmer-, Buhl- und Tageliedern, die sich sonst kein Naturvolk versagt, so möchte man beinahe glauben, die „ethische Kultur“

hätte hier ihres Amtes gewaltet, wie jüngst bei den Grimmischen Märchen. Auch der Ausdruck vermeidet im Gegensatz zu den übrigen deutschen Volksliedern jedes derbe Wort, jede unschickliche Situation, was freilich seine Erklärung dadurch findet, daß fast nur Frauenmund das alte Gottscheer Volkslied überliefert. In diesem Umstande findet zugleich die auffallende Schlichtheit der Darstellung und Nüchternheit der Auffassung ihren Grund; kamen doch bis in die jüngste Zeit die singenden Frauen aus dem engen Gesichtskreis ihres armseligen Bergdorfes kaum heraus. Alle Buch- und Stubengelehrsamkeit aber und ihre falschen Zuthaten hielt hier die scharfe Dornenhecke volkstümlichen Stolzes bis jetzt aus dem Rosengarten des Volksliedes fern; eine herbe, fast asketische innere Wahrhaftigkeit verschmäh't sogar allen phantastischen, fremdländischen Prunk und Glitter, und ein deutlich wahrnehmbarer demokratischer Zug macht den Ritter zum Rekruten, entkleidet Geiger und Spielleute ihres königlichen Ranges und erniedrigt das Edelfräulein oder die Königstochter, die in deutschen Liedern von der Zinne ihrer Burg dem Sange des Verführers lauscht, zum Bauermädchen am Dachfenster. Eingang und Schluß der Lieder zeigen typische oder erstarrte Formen, ganz ähnlich wie die deutschen. Besonders beliebt sind zu Anfang: „Wie früh ist auf — (folgt der Name des Besungenen), Maria oder der Sonntag“ u. s. w., oder „Es waren zwei Liebe,“ „Es waren zwei Gespielen“ oder „Dort steht eine grüne Linde“ und ähnliches; für den Schluß, wenn sich das Schicksal zum Guten wendet: „Du bist mein, und ich bin dein,“ während bei unglücklichem Ausgang gerne der Blumen Erwähnung gethan wird, die auf den Gräbern der Liebenden gepflanzt werden. Syntaktisch bemerkenswert ist die nachdrückliche Wiederholung des Hauptbegriffs aus dem ersten Verse in dem ersten Gliede des zweiten, wodurch der Rhythmus eine eigentümliche Schwere erhält:

Sie werden euch geben ein Gläschen Wein, —
Ein Gläschen Wein, ein Stückchen Brot

oder von der Linde:

Aus mir werden sie machen einen Altartisch, —
Einen Altartisch, einen Predigtstuhl.

Das Auffallendste aber an den Gottscheer Liedern altertümlichen Ursprungs ist ihre völlige Reimlosigkeit, mit der sie in der germanischen Volksliedliteratur einzig dastehen, die sich jedoch durch den zwischen je zwei Zeilen regelmäßig eingeschobenen Rehrhein ganz natürlich erklärt. Eine Ausnahme bilden nur die erst in jüngster Zeit aus Deutschland in die Sprachinsel eingeführten Lieder, die sich überdies aller charakteristischen Gottscheeischen Formeln enthalten und fast ausschließlich von Männern gesungen werden. Sonst ruht, wie gesagt, die vestalische Priesterschaft des Gottscheer Volksliedes bei den Frauen, namentlich bei den ältern, die sich Zeit zu beschaulicher Erinnerung nehmen können. Aber auch jungen Mädchen geht die Liederkunde nicht ganz

ab; in den sechziger Jahren lebte in Nieg noch ein Dienstmädchen, das sich der Kenntnis von zweihundert Liedern rühmte. „Der Wohlklang, die feierlich vorgetragene ernste Melodie, die von allen Schöpfungen der Kunstmusik völlig abweicht,“ sagt Hauffen, der sich selbst die meisten der von ihm aufgezeichneten Lieder hat vorsingen lassen, „machen einen erhebenden Eindruck, zumal da diese Fertigkeit den Leuten förmlich angeboren scheint, sodaß ihre Gefänge Naturerzeugnissen gleichen. Auch in Bezug auf den Text. Wie oft versichert eine Sängerin, daß sie das Lied nicht kenne; sobald sie aber zu singen anfängt, löst sich das ganze Lied ohne Stocken und Zaudern von ihren Lippen los. Sie singt scheinbar ganz unbewußt; es ist als, ob das Lied von selbst ertönte. Weichen beim Zusammensingen die Worte der Einzelnen unter einander ab, so entsteht über die Varianten heftiger Streit, jede Abweichung gilt als großer Fehler, und niemand giebt nach.“

Unter der Einwirkung tüchtiger nationaler Erziehung, wie sie in den letzten Jahrzehnten von einigen wackern Männern durch Wort und Schrift nachhaltig geübt worden ist, wird sich das Landvolk in der deutschen Sprachinsel Gottschee, was früher nur kümmerlich dann und wann geschah, jetzt von Tag zu Tag deutlicher der innern Zusammengehörigkeit mit dem großen deutschen Volke bewußt, und mit dem Erwachen dieses freudigen Stolzes über ihre deutsche Heimat und ihre deutsche Abstammung ist auch das Bedürfnis nach einem besondern vaterländischen Liede rege geworden. Professor Obergföll, der sich auch sonst noch um die Pflege des nationaldeutschen Geistes in Gottschee verdient gemacht hat, schenkte es seinen Landsleuten, und nun singen diese seit einigen Jahren die stolze, trutzige „Gottscheer Hymne,“ die auf dem Wege ist, zum allgemeinen Volksliede zu werden, da sie schon heute auch der einfachste Mann in Gottschee kennt:

... Krakt ist unsers Stammes Ruhm,
Wie unsrer Wälder Eichen;
Gott schirm dich, deutsches Herzogtum,
Steh fest, magst nimmer weichen!

Osmannenblut, Franzosenblut
Hat unser Land gefärbet,
Den unverdroßnen deutschen Mut,
Den haben wir ererbet.

Ob auch manch feiger Feindeswicht
Uns lästern mag und hassen,
Wir werden deutsche Sitte nicht
Und deutsche Art nicht lassen.

Drum, Brüder, schließet fest den Bund
Für unsre deutsche Sache!
Wir schwören es mit Hand und Mund,
Zu halten treue Wache!...

Die über dem Meere in Amerika lebenden Gottscheer aber singen dazu noch, als wären sie nur vorübergehend im Exil, folgende schlichte Schlußstrophe:

Wir wollen ja nicht bleiben hier,
Wir wollen heim noch kehren,
Wir lieben das Gottscheerland,
Wir haltens hoch in Ehren.

f. D.